

## Oktoberfest

Oktoberfest. Reingekommen. Oliver, Sven, seine Freundin Bettina, Rebekka, Julia, Frank, Sascha, ich. Aber keine Sorge, ich kann sie mir auch nicht merken.

Festzelt. Wir sind drin, wer weiß schon wie. Es heißt, Sascha habe jemanden gekannt, flüchtig oder besser, wer weiß, usw... Es ist Samstag, elf Uhr, letztes Wochenende. Noch unterkommen eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Überall alles dicht, überall nichts zu machen. Aber höchste Zeit, dass wir da sind! Am Spieß hängt, schon halb aufgegessen Martin 43 (11½ Zentner). Über den unzähligen Köpfen im Weitwinkelzelt liegt ein derber Dunst, eigentlich schon ein Nebel, fest, unbeweglich. Und der Geruch! Wenn das Reinkommen nicht solch eine Mühe gemacht hätte, vielleicht würden wir wieder gehen.

„Wir gehen bestimmt nicht“, erklärt Sven. „Wir sind hier, um hier zu sein, oder wenigstens, um geblieben zu sein. So ist das und was anderes kann man nachher auch keinem erzählen.“ Er lächelt, schaut sich um, macht sein Lächeln spöttisch. „Also dann. Ist doch alles superoptimal hier.“ Er nimmt Bettinas Hand. Komm Schatz. Gehen wir feiern.

Sascha stößt zu uns. Ihn kenne ich kaum. Er hat noch ein bisschen mit dem geplaudert, durch dessen Gnade wir jetzt wohl hier sind. Ich hoffe, er wird seine Dankbarkeitseinforderungen subtil und in Grenzen halten. Ich könnte etwas dankbarer sein, denke ich selber. Ohne Sascha wären wir ja immer noch draußen an der frischen Luft.

„So, alles paletti. Auf in den Kampf“, sagt er schlicht. Ich weiß nicht, was er meint. Ich glaube, ich mag ihn nicht.

„Oktoberfest“, sagt Sven und grinst so breit es sein Mund hergibt. (Das ist sehr breit.) „Das kennt man sogar in den USA!“

Ich glaube, ich mag Sascha nicht, weil er so scheinbar harmlos ist. Es ist schwer, etwas Markantes an ihm auszumachen. Ich weiß nicht. Es gibt zwei Sorten von Pornodarstellern: Den muskelbepackten Hengst (spielt meistens ‚Rollen‘, die man nicht mit geistiger Aktivität in Verbindung bringt, z.B. Stallbur-sche, Poolboy) und den unscheinbaren, kaum attraktiven, der sie trotzdem alle kriegt und mit dem sich noch der hoffnungsloseste Pornophile identifizieren kann. Und wie genau so einer sieht Sascha aus.

Wir drängen uns in einen der Gänge, Adern des Festzelts, in denen man eigentlich nicht stehen soll, damit es nicht zu einer Thrombose kommt. Ich gehe noch einmal durch, was Sven gesagt hat: Oktoberfest. Ein Ort an dem man schnell und gründlich betrunken werden kann. Und man wird es auch. Man möchte glauben, die Luft alleine würde schon dazu genügen. Und sonst? Das alte Spiel aus Schauen und Angeschaut werden, wie bei jedem gemischtgeschlechtlichen Sauffest.

Offensichtlich, unendlich absehbar, aber scheinbar ewig jung (das alte Spiel) und vollkommen resistent, wie es scheint, gegen jedwede Abnutzung. Wenn die Liebe selbst doch nur etwas

von der Dauerhaftigkeit des Ausschauhaltens hätte. Aber gut. Oktoberfest. Es geht ums Saufen und darum, sich kurzfristig zu verlieben. Also in wen? Bettina geht nicht. Also Rebekka oder Julia, auch wenn's nicht grade einfallsreich ist.

„Was machst du denn so?“, fragt mich plötzlich Sascha. Möglich, dass der Halbsatz „wenn du nicht gerade auf dem Oktoberfest bist“ dem allgemeinen Geräuschpegel zum Opfer gefallen ist. Falls so, so habe ich dem Geräuschpegel zu danken. Ich erzähle also, was ich so mache. Stichpunktartig. Studieren. Volkswirtschaft. Siebtes Semester. Stuttgart, usw... Ich ende anstandsgemäß mit: „Und selbst?“

„Studiere auch. Wirtschaftsinformatik. Hier in München. An der TU. Aber erst im Fünften. Komme aus Berlin.“ (Was man keine Spur hört.)

„Aha. Wirtschaftsinformatik. Sehr vernünftig.“

„Ja. Vernünftig.“ Er lächelt. Überraschenderweise gar nicht so unsympathisch. „Das jedenfalls kann man zweifelsfrei feststellen. Dass es vernünftig ist.“

„Also gehörst du auch zu denen, die sich hauptsächlich mit der Wirtschaft beschäftigen, weil sie meinen, es gäbe da was zu holen?“ Ich bin fast stolz darauf, einen solchen Satz hervorgebracht zu haben. Er dürfte in Punkto Klarheit, Vielfalt der Worte, Fehlerlosigkeit und Länge sicher zu den oberen fünfzig der heute in diesem Zelt ausgesprochenen Sätze gehören. Aber ich muss mich wiederholen, weil ich zu leise gesprochen habe. Das schmälert seine Wirkung natürlich erheblich.

„Ich habe gefragt, ob du auch zu jenen gehörst, die was mit Wirtschaft studieren, nur weil sie meinen, dass es sich am Ende rechnet.“ Der erste Entwurf war eindeutig schöner.

„Zu jenen? Gibt es denn noch andere?“ Prüfender Blick. „Na ja, nein, manche Sachen sind schon interessant.“ Er lächelt viel sagend. Ja. Gut. Es ist vielleicht wirklich nicht die richtige Zeit für solche Gespräche.

Aber eins noch: „Ich finde es jedenfalls bedenkenswert, sich so unmittelbar mit dem Geldverdienen zu beschäftigen. Sinnstiftender ist es, sich mit Sachen zu beschäftigen, für die man dann Geld bekommt.“

Er nickt.

„Ja. Dann muss man Ingenieur werden, oder so. Und akzeptieren, dass man nie der reichste Mann in seinem Dorf werden wird.“

Ich gebe zu, dass mich seine Klugheit überrascht. Ich lächle sogar anerkennend, aber wie ein Typ-II-Pornodarsteller sieht er trotzdem aus.

Unsere Taktik, uns durch schiere Anwesenheit Raum zu verschaffen, geht allmählich auf. Von den Rändern erobern wir uns nach und nach einen Tisch, schieben die Leute gewissermaßen durch oder stauchen sie in der Mitte zusammen. Glücklicherweise ist das Zelt schon eine Weile offen, aber auch nicht zu lange. Die Leute lassen es sich gefallen. Sie haben keine Lust, mürrisch zu sein, wollen ihre Energie nicht darauf verschwenden. Erst ein mahnender, missbilligender Blick, aber dann kommt auch schon das Kommando der Kapelle, Zeit, sich zuzuprosten, und

man glättet das Gesicht und fragt ohne besondere Einleitung nach der Herkunft des Gegenübers. Neben mir sitzt Alois aus Augsburg. 250 Pfund echter Bayer.

Wie alle anderen auch steigen wir dann und wann auf die Bänke, auf die Tische, was so unnötig wie unvermeidbar ist. Ich ermutige Alois auch dazu. Es sieht so unangemessen klein aus von hier oben.

„Noa, des lossa ma liaba.“

Die Bänke sind erstaunlich. Vermutlich könnte man Elefanten darauf herumhopsen lassen und sie würden es ertragen. (Im wahrsten Wortsinn.) Gleiches gilt für die Tische.

„Ein Prosit, ein Prohosit...!“, singt Sven mir reichlich schief ins Ohr. Die Kapelle spielt ein letztes Lied zu Ende, gibt uns wieder Zeit zur Abkühlung. Mir gegenüber sitzt jetzt Rebekka. Das trifft sich doch ausgezeichnet.

„Schon wieder eine Weile her“, sage ich.

Sie zieht Ihren Mund zusammen, wie um etwas abzuschätzen.

„Ja. Kann man sagen. So anderthalb Jahre?“

Wir haben dasselbe Gymnasium besucht. Damals. In Bonn, oder besser bei Bonn. Nach dem Abitur ist sie dann für ein Jahr nach Italien gegangen, mit einer internationalen Projektorganisation, wie man so schön sagt, dann nach München, wo sie jetzt studiert. Ich wusste auch mal, was, will aber jetzt nicht fragen, weil ich es schon zu oft vergessen habe. Egal. Irgendwelche drei Fächer auf Magister. Ich bin ziemlich sicher, dass eins davon Romanistik ist. Oder? Italien. Hört sich doch plausibel an. In der Schule war sie immer das, was ich unter einem netten Mädels verstand. Vermutlich ganz hübsch in den Augen eines Erwachsenen, aber ein sehr kindliches Gesicht, ordentlich und fleißig, daher (ungerechtfertigt) gute bis sehr gute Noten. Ich hielt sie immer für ziemlich naiv, um es nett auszudrücken. Sie war beispielsweise überrascht, dass eine Dauerwelle sich nicht auf das Kind vererben würde (selbst bei häufiger Anwendung über Jahre hinweg) und behauptete noch in der Oberstufe, man dürfe Pfefferminztee nur trinken, wenn man krank ist, sonst würde man krank werden.

„Du denkst an früher, stimmt's?“, sagt sie.

Ich nicke. „Ja. Genau.“ Ich denke an früher und gerade jetzt tue ich es, da sie sich in ihrer höchst eigenen, unverkennbaren Art auf die Unterlippe beißt. Bei den meisten Menschen sieht das ja hauptsächlich blöde aus, wenn sie sich auf die Unterlippe beißen, oder schlimmer noch, sie unter der Oberlippe vergraben. Furchtbar. Bei Rebekka nicht. Sie konnte es schon immer auf eine bemerkenswert elegante Weise. Und auch schon früher verschwand, wenn sie es tat, der kindliche Einfluss aus ihrem Gesicht, es schien dann einfach unpassend, dass ein Kind zu einer so gekonnten, gleichsam einladenden wie abwehrenden Geste in der Lage gewesen wäre.

Damit, denke ich, ist wohl klar, in wen ich mich heute verlieben werde. Wer hätte das gedacht.

„Ach ja“, sage ich. „Das sind schon eine Menge alter Erinnerungen, die man da so mit sich rumträgt. Da muss man glatt

aufpassen, nicht sentimental zu werden.“ Beispielsweise fällt mir gerade ein, dass ich diese Lippen, die - wie mir jetzt auffällt - insgesamt zu einzigartigen, unwiderstehlichen Formen fähig sind, schon einmal geküsst habe. Auf einer Oberstufenparty, vielleicht war es auch eine private Geburtstagsparty, aber ganz sicher in einer Zeit, in der das Alkoholtrinken noch etwas Unschuldiges und Abenteuerliches hatte. „Nein“, sagt sie. „Für Sentimentalitäten ist das sicher nicht der richtige Ort!“ Sie lacht. Sie lacht ein bisschen laut. Aber ich bemerke, dass ich auch nicht mehr ganz fest auf der Bank sitze.

„Also. Sei mir nicht böse. Aber was studierst du noch mal?“

Ich bin mir selber böse. Was für eine langweilige Frage. Ich hätte sagen sollen, dass sie eine unwiderstehliche Art hat, sich auf die Unterlippe zu beißen.

„Also ehrlich, Lukas! Wie oft habe ich dir das schon gesagt?“

„Ich weiß nicht. Dreimal? Viermal? Wie sehen uns halt zu selten. Ich weiß, dass es was auf Magister ist.“

„Immerhin.“

„Und Romanistik ist dein Hauptfach.“

„Ach!?“

„Nicht?“

„Doch. Sicher. Und Kulturwissenschaften und Politik in den Nebenfächern.“

„Richtig. Kulturwissenschaften. Politik.“, wiederhole ich, wie um es mir zu merken. „Ich finde, jeder sollte nur ein Fach studieren. Das könnte man sich viel leichter merken. Ich studiere übrigens nur ein Fach.“

„Ich weiß“, sie nickt mit gespielter Ernsthaftigkeit. „Ich weiß, dass du das findest.“

Jetzt bin ich es, der auf einmal ein bisschen zu laut lacht. Aber ehrlich! Was ist los? Ist sie auf einmal gescheit geworden?

„Aber es läuft gut mit den drei Fächern?“

„Ja. Schon. Es ist allerdings manchmal so, dass alles ziemlich mies koordiniert ist, weißt du?“

Ich muss bemerken: Ich habe die falsche Frage gestellt. Die ganz falsche und das aus zwei Gründen. Erstens kamen wieder ihre Lippen nicht darin vor, geschweige denn die Tatsache, dass ich sie anziehend finde, und zweitens gerät sie jetzt ins Plaudern, ich möchte sagen Lamentieren, von diesem zu jenem und bald fallen Ausdrücke wie ‚super unfaires System‘ und ‚lange Studienzeiten‘ und ‚sich nicht wundern‘ und ‚interessieren sich ja überhaupt nicht‘ und immer wieder ‚glaubst du das‘, kurz gesagt: der übliche Magisterstudentenstandardfrust.

Ich beginne also, ihr beim Reden zuzusehen, was kurzweilig genug ist, da ich mittlerweile finde, dass sie insgesamt ganz hinreißend aussieht. Nein. Ich finde sogar mittlerweile, dass sie ganz hinreißend ist. Und ich überlege, wie weit man angesichts der besonderen Umgebung gehen darf. Sie über den Tisch weg auf den redenden Mund küssen? Es erscheint mir nicht abwe-

gig. Wir haben uns ohnehin schon weit zueinander gebeugt, um uns verstehen zu können. Es würde also leicht gehen.

„Und das kapiere ich nicht“, sagt sie und es klingt wie ein Schlusspunkt. „Aber es ist ja eigentlich auch ziemlich egal. Oder nicht?“ Sie lacht etwas unbeherrscht. „Also eigentlich ist es ja ziemlich unegal. Unegal? Na jetzt. Jetzt ist es jedenfalls egal, meine ich.“

„Ja, ärgerlich ist es schon, denke ich, aber...“ Aber ich kann erstmal nichts weiter sagen, weil die Kapelle wieder anstimmt und es damit wieder Zeit ist, auf Bänke, Tische, usw... zu steigen.

Ich merke im Stehen, dass meine Blase dringend eine Entlastung nötig hat. Also balanciere ich, winde mich, drängele, steige, zwänge, taumle, bis ich - an Licht und Geruch erkennbar - den richtigen Eingang gefunden habe.

Die Toilette ist ein Brennglas. Hier kommen die Abgesandten der Tische zusammen, tauschen den aktuellen Stand aus. Menschen, die sich im Leben nie wieder sehen werden, pinkeln gemeinsame in eine Rinne, die irgendwann auch einmal frisch produziert und sauber war. Menschen, Schulter an Schulter, auch die, die sonst immer die Kabine aufsuchen. Und sie lallen sich was zu. Hier geht es nicht mehr besonders darum, sich verständlich zu machen oder noch was zu verstehen. Man will einfach Geräusche machen, oder zeigen, dass man noch sprechen kann. Und was spricht man? Politisches Klein-klein, sexuelle Anfeuerungsrufe, man lobt die Heimat auf Deutsch, auf Italienisch, Niederländisch, Amerikanisch, man lobt auch das Oktoberfest. Ich schnappe auf: „Wir sind so wie der Maßkrug, es wird reingeschüttet, bis voll ist und dann leeren wir wieder. Aber etwas bleibt immer zurück. Und deshalb fallen wir am Ende um.“ Nein. Es ist nicht schlimm. Man kann schon eine Weile auf der Toilette verbringen, so unter Brüdern mit der gleichen Not. Aber schließlich doch: Was für ein bizarrer Raum! Und außerdem müssen wir zurück und unserer Handvoll Männerpflichten nachkommen.

Ich denke an Rebekka, an ihre tollen Lippen. Ich denke, wie unendlich nah ich ihnen einmal gewesen bin und wie schnell wieder eine ganze Welt dazwischen liegen kann. Ich denke: Vielleicht war das jetzt der letzte festhaltenswerte Gedanke für diesen Tag. Vielleicht auch schon nicht mehr. Ich kann es nicht beurteilen.

Etwas anderes: Ich habe vergessen, welche Reihe ich nehmen muss. Ich probiere einfach eine. Eine falsche. Ich kann eigentlich keinen Unterschied feststellen, bloß dass unser Tisch fehlt. Ich spiele kurz mit dem Gedanken, mich an einen anderen Tisch zu setzen, mich in eine andere Gesellschaft einzufügen. Ich bin sicher, dass es gehen würde, wenn man es mit der nötigen Selbstverständlichkeit tut. Alle würden denken, dass mich irgendjemand anderes mitgebracht hätte. Und auch wenn nicht, dann ging es schon in Ordnung. Aber ich lasse den Gedanken. Eine Reihe zurück. Das sollte unsere sein.

Aber ich bin mir nicht sicher. Ich komme mir plötzlich so orientierungslos vor. Habe ich eine Reihe zu wenig? Eine Reihe zu viel? Und was mache ich zwischen all den Gesichtern? Aber es fällt niemandem auf, dass ich mich verirrt habe. Wahrscheinlich vermisst mich auch niemand, ja vielleicht bemerkt sogar gerade niemand, dass ich nicht da bin. Ich gehe durch die Reihen, Ausschau haltend. Ich fühle mich mit einem Mal so leer, so entsetzlich dumm. Ich meine, nicht, weil ich für dumm halte, was wir hier alle tun. Schließlich ist man gerade nicht dumm, wenn man durchschaut, dass man etwas Dummes macht. Aber ich durchschaue momentan nichts. Ich bin vollkommen ratlos und in meinem Kopf will sich kein Gedanke formieren, der mir einen Ausweg zeigen könnte. Vielleicht finde ich sie ja gar nicht mehr. Das ist der einzige Gedanke, zu dem ich noch im Stande bin. Vielleicht finde ich sie ja gar nicht mehr. Dann wäre es sinnvoll, einfach zu verschwinden. Es wäre kalt draußen. Ich hätte meine Jacke nicht, die liegt noch auf der Bank. Ich versuche, nahe liegend zu denken. Mein Gott, das kann doch nicht so schwierig sein. Ich fühle mich dumm, weil ich daran scheitere, das denkbar einfachste Problem der Welt zu lösen: Einen Weg von vielleicht 150 Metern zu rekonstruieren.

„Nicht im Gang stehen“, raunt mich eine Bedienung an. Nicht im Gang stehen. Ja, ich weiß. Ganz plötzlich habe ich die Lösung. Ich muss die Gänge durchgehen. Jeden für jeden. Oder einen für einen? Na, egal, ich weiß ja, wie es gemeint ist: Einen Zeitlupenslalom durch das Festzelt laufen. Vielleicht einmal hin und dann wieder zurück und dann müsste ich doch zwangsläufig an unserem Tisch vorbeikommen, ihn wieder erkennen, aufhören, verschwunden zu sein. Es ist vermutlich nicht das schlaueste, was einem einfallen kann, aber es würde sicher zum Ziel führen. Ich kenne Informatikstudenten, die würden jetzt von Volllenumeration sprechen. Und dann geräuscharm in sich hinein kichern. Nicht im Gang stehen, denke ich. Im Gang gehen ist in Ordnung. Durch alle Gänge zu gehen wird bestimmt auch nicht gerne gesehen. Aber das werden sie mir nicht nachweisen können.

Ich schlängele mir einen Weg durch Schläuche von Menschen, schaue, ob sie Gesichter tragen, die ich kenne. Nicht zu sehr, nicht zu genau. Ich möchte nicht, dass man aus meiner Suche falsche Schlüsse zieht. Ich schätze, es könnten drei Gänge werden, ein Rest von Orientierung muss ganz einfach übrig geblieben sein. Ein Rest von Orientierung. Es ist wieder Zeit, auf die Bänke zu steigen. Das macht es nicht leichter. Ich schaue zurück, in den halben Gang, den ich gekommen bin. Im Hintergrund am Spieß hängt immer noch Martin 43, der Ochse, und wird weniger und weniger. Und plötzlich! Diese Hose kenne ich, die neben mir auf einer Bank steht. Ich blicke hinauf. Es steckt Oliver drin. Er klatscht, singt und hat rote Backen. Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin.

„Los. Auf die Bank!“, ruft er zu mir nach unten. Ich steige hinauf. Es hat sich was verändert. Neue Leute sind dazugekommen. Die alten sitzen und stehen an anderen Positionen. Ich

singe mit. Ich lege meinen Arm auf Olivers Schultern. Die ganze Bank steht im Schulterschluss, eine lange Reihe doppelter Arme geht hinter den singenden Köpfen bis auf die andere Seite der Bank. Wenn's doch immer so wäre, möchte man denken. Es ist ungewöhnlich, so Arm in Arm mit Oliver. Wir kennen uns schon lange. Aber für gewöhnlich berühren wir uns nicht.

Ich halte Ausschau nach Rebekka. Sie sitzt um ein paar Personen versetzt auf der gegenüberliegenden Bank. Sie redet mit Sascha. Nein. Sie knutscht mit Sascha, wie ich beim zweiten Blicken feststelle. Auch beim dritten, vierten, fünften. Verdammte. Wie lange war ich denn weg? Ich habe nicht gewusst, dass man hier so eilig sein muss. Ich versuche, es egal zu finden, aber fürs erste gelingt es mir nicht besonders. Hoffentlich ist das Lied bald vorbei. Ich habe grad keine Lust mehr zu Schunkeln. Ich habe keine Lust mehr, zu stehen. Oliver singt mir ins Ohr.

Dann ist Schluss. Endlich. Ein kleiner Moment wie Stille. Kurze Neuorientierung. Der Menschenwald auf Bänken und Tischen fällt sich selbst. Nur ein paar äußerst hartnäckige Fälle entziehen sich weiter singend noch einen Augenblick lang der Roudung.

„Mann, wo warst du denn so lange?“, fragt Oliver.

„Einen Spaziergang gemacht“, sage ich etwas patzig.

„Ist ja gut! War schön?“

„Ja, doch. Der einen oder anderen Kuriosität habe ich schon hallo gesagt.“ Ich finde wieder zu mir.

„Mann, hast du Rebekka gesehen?“

Ich nicke so gleichgültig ich kann. Ja. Was denn sonst.

„Also so was hätte die doch zu Schulzeiten im Leben nicht gemacht.“

Das würde ich nicht unbedingt sagen. Ich schaue noch einmal herüber. Auch nach einer Minute schmerzt es noch ein wenig.

Oliver sagt: „Die Mädels rechts von uns...“

Ich schaue nach rechts.

„Nein, weiter.“

Ich schaue noch zwei Personen weiter, sehe eine Gruppe sportlich gekleideter Mädels.

„Sind übrigens italienische Volleyballerinnen. Kein Witz!“

Italienische Volleyballerinnen. Nun. Davon wimmelt es ja bekanntlich auf dem Oktoberfest.

Ich vergegenwärtige mir die Lage. Alois. Der Pfundskerl. Weg. Rebekka vergeben an Sascha zumindest für den Abend und mehr hätte mich ja auch nicht interessiert. Rechts Volleyballerinnen. Italienische. Sonst? Die merkwürdigsten Gesichter um uns herum. Ich entdecke eine Schmalspur-Rockerclique mit Lederwesten und nichts darunter, drei schwarzhaarige Philippinerinnen im Dirndl, drei deutsche Männer dazwischen. Sechs Jungs, die offensichtlich oft und gerne ins Fitnessstudio gehen, alle im gleichen T-Shirt: Abi-Tour 2005. Menschen und Menschen. Wir würden sicher alle ziemlich panisch werden, wenn wir zu einem anderen Anlass so dicht aufeinander hocken müssten. Aber hier. Die Gesichter sind mild. Die Gesichter sind weich. Ich begrei-

fe plötzlich. Mit einem Male ist mir klar, woher diese unmittelbare Anziehungskraft des Oktoberfestes kommt. Ich habe verstanden. Aber. Es tut mir leid. Ich habe auch genug.

Wieder kommt Bewegung in die Bank. Es ist anstrengend, kräfte-  
raubend. Neue Leute werden von irgendwo nachgeschoben. Alles  
gerät durcheinander, muss sich neu sortieren. Ich weiß nicht,  
wie es geschieht, aber am Ende sitze ich zwischen Bettina und  
Oliver. Bettina links, Oliver rechts. Rechts von ihm italieni-  
sche Handballerinnen. Pardon. Volleyballerinnen. Da muss man  
schon genau sein. Uns gegenüber Sascha und Rebekka, die wei-  
terhin hemmungslos rumknutschen.

„Ein bisschen unreal ist es ja schon hier“, meint Oliver.

Sag bloß! Danke ich. Und sage: „Ja, vielleicht. Aber viel-  
leicht ist es ja hier real und sonst nicht.“

„Fühlt sich jedenfalls alles ziemlich echt an.“

„Aber jetzt widersprichst du dir doch!“

„Wieso?“

„Du sagst, es könnte realer als sonst sein. Aber nicht echt.“

„Aber es kann doch real sein und für mich nicht echt.“

„Echt?“

„Echt.“

„Glaubst Du, diese Diskussion bringt uns irgendwie weiter?“

„Ich glaube, ich habe meinen Standpunkt vergessen.“

Die beiden vor uns lassen es gut sein. Ihre Lippen haben einen  
roten Rand von der Reiberei. Sieht nicht besonders gut aus,  
finde ich. Und überhaupt sieht sie ziemlich besoffen aus, was  
manchen Leuten steht, ihr aber nicht. Ich versuche dennoch in  
ihren Augen zu lesen, ob ich das auch hätte sein können. Ich  
denke schon. Aber tröstet mich das? Wir wechseln noch spor-  
adisch ein paar Worte. Sie ist doch ein bisschen verlegen.

Seine Hand liegt auf ihrem Oberschenkel. Es ist abgemacht. Sie  
stehen auf. Gehen. Zwei italienische Volleyballerinnen werden  
augenblicklich in die Lücke geschoben, groß und hübsch. Ich  
kann kein Italienisch.

Ich sage zu Oliver: „Genau genommen fühlt es sich taub an,  
wenn du mich fragst.“

„Ich frage dich aber nicht.“

„Was soll das denn wieder heißen?“

„Nichts. Wenn es nicht real ist. Oh. Sieh mal! Noch mehr ita-  
lienische Volleyballerinnen.“

Ja. Es stimmt. Ich weiß. Und sie reden schnell und viel und  
ich verstehe kein Wort, aber es klingt impulsiv und lebenslus-  
tig.

Von links dringt eine Stimme an mein Ohr. Bettina. Sie sagt:  
„Wir gehen an die frische Luft. Kommt ihr mit?“ Als sie das  
sagt, bemerke ich erst, wie eng wir hier aneinander sitzen,  
spüre ihren Oberschenkel an meinen gepresst, habe das Gefühl,  
sie habe eine um ein paar Grad höhere Körpertemperatur als  
ich. Wie sonderbar, denke ich wieder, es für uns beide wäre,  
hier so eng aneinander zu sitzen, ohne die ganzen anderen Leu-  
te. All die Leute, die es plausibel machen. Die es nötig ma-

chen. Ich schaue mich um. Julia und Frank scheinen auch schon gegangen zu sein. Zusammen?

„Wie sieht's aus?“, frage ich Oliver. „Mit Gehen?“

„Aber die italienischen Volleyballerinnen!“

„Gibt bestimmt draußen auch noch welche.“

„Hast ja Recht.“

Ich wende mich um zu Bettinas Ohr. „Wir kommen mit.“ Ihre Haare riechen frisch gewaschen.

Wir setzen uns in Bewegung, ziehen als Minikaravane durch die Feiernden, schlängeln uns durch eine Geisterbahn plötzlich erscheinender Gesichter und Gestalten. Immer in Richtung Ausgang.

Draußen kommt es mit unpassend vor, dass es noch so hell ist und ich so betrunken. Mir fallen die Kinder auf, die hier herumlaufen. Ich mag es nicht, betrunken zu sein, in Gegenwart von Kindern.

Bettina sagt: „Ich will noch Achterbahn fahren. Unbedingt.“

Ich denke: Achterbahn, voll der Wahnsinn! Bettina ist unerbittlich. Sie zieht uns durch die grelle Welt außerhalb des Zeltes, vorbei an den ganzen Verlockungen. An Zuckerwatte, Hau-den-Lukas und Fröscheangeln. An gelbe Nieten ziehen und auf den Boden fallen lassen zu der Million anderer gelber Nieten. Am verrücktesten Haus der Welt, am Gruselschloss mit echten Darstellern, Blechbüchsenwerfen und an der Schießbude ‚Krummer Lauf‘, am Euroautoscooter „Was ist los? Was geht ab?“, durch den Dampf gebrannter Mandeln, vorbei auch am allerverrücktesten Haus der Welt.

Bettina zieht, bis wir endlich die Olympia-Achterbahn erreichen, aber die Schlange ist lang und Sven und Oliver lustlos. Sven sagt: „Meine Augen brauchen etwas Kühlung. Sie sind müde vom vielen Schauen.“

„Los jetzt!“, fordert Bettina und legt eine Vorahnung von Enttäuschung in ihre Mine. Ich denke: Bitte keine Enttäuschungen mehr und stelle mich mit ihr in die Schlange. Nicht nur deswegen. Sie ist immer noch lang, die Schlange, vergeht aber seltsamer Weise dennoch wie im Flug. Ich versuche zu sagen: Hoffentlich falle ich nur raus, wenn die Achterbahn oben im Looping ist und mich unten wieder auffängt.

Ich schaffe aber nur: „Hoffentlich falle ich nicht raus.“

Bettina sagt: „Ich passe schon auf.“

Ich sage: „Ganz schön schwach von denen.“ Ich meine Oliver und Sven.

Bettina sagt: „Man gewöhnt sich dran.“

Ich sehe sie an. Sie blickt unschuldig, als hätte sie nichts Besonderes gesagt.

Wir sind dran. Bezahlen. Stellen uns in die Schlange derer, die bezahlt haben.

Bettina will weit vorne sitzen. Sie sagt: „Damit die Achterbahn nicht schon unten durchgefahren ist, falls Du oben raus fällst.“

Ich wundere mich über die Bemerkung, bin aber einverstanden, auch wenn vorne noch ein bisschen mehr Schlange ist. Von der Zeit weiß ich momentan ja doch nichts mehr.

Wir bekommen einen Platz in der zweiten Reihe, immerhin. Setzen uns, Bettina rechts, ich links, Bügel runter und schon geht's los. Wir steigen knatternd in die Höhe. Ich fühle mich schwer. Kurz vor dem Scheitelpunkt flüstert Bettina: „Nicht festhalten.“

Wir rutschen über den Scheitelpunkt. Fallen. Sind leicht, sind schwer, steigen wieder, stehen Kopf, fallen. Bettina nimmt meine rechte Hand. Ich lasse links los. Wir steigen, stehen Kopf, stürzen, werden gefangen, es ist, als hielte mich nur ihre Hand, als gäbe es nur uns. Sechs Loopings lang. Dann bremst die Bahn. Kurz. Hart. Bettinas Hand erschlafft. Wir lassen uns los.

Die Bügel öffnen sich, automatisch. Wir steigen aus, automatisch. Gehen oder schwanken über den silbernen Metallblechboden dem Ausgang zu. Bettina schmunzelt. Am Ausgang erwarten uns Oliver und Sven.

Oliver fragt: „War es gut.“

Bettina sagt: „Fantastisch.“ Ich freue mich. Nicke zustimmend, fühle mich so fahl, wie man sich nur fühlen kann. Ich schaffe es gerade noch zu hoffen, dass das Erlebnis nicht im Erinnerungseinerlei untergehen wird.

„Und jetzt?“, frage ich. Und bluffe.

„Annemie isch kann nimie“, sagt Oliver, wie ich gehofft hatte.

„Na dann bis zum nächsten großen Fest, oder?“, sage ich.

Ich drücke Sven. Aus Sentimentalität und um es plausibler erscheinen zu lassen, Bettina zu drücken. Wobei bei Bettina das Wort ‚umarmen‘ angebrachter wäre.

Wir umarmen uns. Sie flüstert dabei: „So geht am Ende jeder seines Weges.“ Ich sehe sie an. Ihre braunen Augen kommen mir um einiges tiefer und klarer vor als meine eigenen. Ich versuche noch eine Weile, das genauer festzustellen, im Spiegel ihrer Augen. Dann zieht Sven sie weg.

Hinter uns kreischt sich eine neue Fuhre durch die Loopings.